



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)



#### HINWEIS

Das inhaltliche und sprachliche Panorama dieses Buches lebt von den zahlreichen Bezügen zu anderen Autorinnen und Autoren und ihren Werken. Auf Wunsch des Autors sind die Quellen und Zitate im gedruckten Buch nicht kenntlich gemacht bzw. bibliographisch nachgewiesen. Um die Quellen und Zitate dennoch einsehen zu können, steht Ihnen ein Download auf [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de) zur Verfügung. Bitte geben Sie im Suchfeld auf unserer Homepage den folgenden Suchcode ein: **OM98649**.

*Philip Hoare*

ALBRECHT  
DÜRER  
*und der*  
WAL

*Wie die Kunst die Welt  
erschaffen hat*

Aus dem Englischen übersetzt  
von Susanne Held

KLETT-COTTA

*Für Lilian und Freddie*

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel:

»Albert and the Whale. Albrecht Dürer and How Art Imagines Our World«

© Philip Hoare 2021

Für die deutsche Ausgabe

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung einer Abbildung von © Bridgeman Images,

akg-images/De Agostini Picture Library

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98649-5

E-Book ISBN 978-3-608-11986-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# INHALT

Vorwort	7
Barmherzigkeit	13
Meer	29
Genie	45
Gestrandet	71
Offenbarung	89
Stern	103
Exotica	119
Versuchung	135
Verrat	169
Melancholie	199
Anatomic	213
Anbetung	243

Überreste 265

Schön 281

Anmut 303

## ANHANG

Dank 311

Quellen 313

# VORWORT

Vor einigen Jahren besuchte ich einen Freund und seine Affen in einer umfunktionierten Kirche im Außenbezirk einer Stadt in New England. Es war Februar; auf der Straße lag Schnee. Die Adresse, die er mir angegeben hatte, lag weit abseits der historischen Stätten und vornehmen Backsteinhäuser. Ich musste die U-Bahn nehmen und stieg aus, wie man das üblicherweise tut – ahnungslos, wohin ich mich wenden sollte.

Die Straße war zugig, gesäumt von ein paar Läden und undefinierbaren Behausungen, in denen vielleicht Menschen wohnten, vielleicht aber auch nicht. Mein Freund nahm mich in Empfang und mit hinauf in sein Büro. Alles wirkte ganz normal – außer, dass er seinen Wohnsitz mit Primaten und insofern mit einer uns fremden Spezies teilte.

Es war merkwürdig, sich in einem Gebäude zu befinden, das so streng nach Tieren roch – als hätte man in den Räumlichkeiten einer Unternehmensberatung neben dem Wasserspender einen Tierkäfig eingerichtet. Mein Freund und ich unterhielten uns, wahrscheinlich über Wale, denn sie hatten uns draußen in der Bucht zusammengeführt. Dann fragte er mich, ob ich seine Kollegen kennenlernen wollte. Ich dachte, er beziehe sich auf seine Mitarbeiter. Tatsächlich sprach er von den Affen.

Das Zimmer, in dem sie trainiert wurden, war einem Wohnraum nachgebildet. Es war mit Rollstühlen bestückt, wie sie vielleicht von den Kunden benutzt wurden, und umfasste noch andere Wohnmöbel. Der Raum wirkte sauber, geradezu klerikal. Eine der Betreuerinnen, eine junge Frau mit glänzendem, zurückgebundenem Haar, holte Felix aus einem Käfig heraus, der vom Boden bis zur Decke reichte. Zutraulich näherte er sich ihr, warf mir jedoch einen misstrauischen Blick zu, wie Tiere das so an sich haben.

Er war eine reduzierte Version meiner selbst, ein menschliches Wesen, das in der Wäsche eingelaufen war, mit dünnen Gliedmaßen, großen Augen und einer Kutte aus Fell auf dem Kopf. Ein Kapuzineraffe, ein kleiner Mönch. Er brachte alles um uns herum durcheinander: Ich konnte nicht vorhersagen, wie er sich bewegen würde oder was er dachte. Er ähnelte mir und war dennoch völlig anders. Er war achtzehn Jahre alt, hatte Diabetes und einen prolabierten Magen; er klang nicht so glücklich wie sein Name. Er trug eine Windel wie ein alter Mann, war behindert und unfähig, einen Kunden aufzusuchen.

Mein Freund sagte, die Affen könnten die Tür öffnen, wenn angeklopft würde, das Licht einschalten oder die Seiten eines Buchs umblättern. Sie konnten sogar Kassetten in Videorecorder schieben; damals benützte man diese Technik noch, obwohl seitdem nur ein paar Jahre vergangen sind. Felix kletterte auf die Schulter seiner Trainerin und kauerte dort wie ein Papagei, sein langer Schwanz baumelte ihren Rücken herunter. Er griff sich die Erdnussbutter und die Walnüsse, die ich ihm in einer blauen Plastikschüssel anbot. Er aß, ohne mich groß zur Kenntnis zu nehmen. Er tat so, als würde er etwas in der Ferne beobachten. Affen halten Glotzen für unhöflich. Die Situation fühlte sich für mich an, als würde ich auf meine Eignung für eine Stelle geprüft, auf die ich mich nicht beworben hatte. Er schnappte sich die Schüssel aus meiner Hand. Seine Trainerin sagte, die Affen könnten hundert unterschiedliche Wörter erkennen. Felix jedoch schwieg, kehrte in seine Zelle zurück, und ich verließ die Kirche.

Am nächsten Tag – ich fühlte mich in dieser Stadt verloren und wollte unbedingt meinem überheizten Hotelzimmer entkommen – suchte ich ein herrschaftliches Gebäude auf, dessen Architektur wie die einer Villa aus dem 15. Jahrhundert wirken sollte. Man hätte meinen können, es sei



übers Meer von Venedig herübertransportiert worden, gezogen von barocken Delphinen mit verschnörkelten Schwanzflossen. Die Stifterin hatte es erbauen lassen, um ihre Kunstsammlung auszustellen, die sie aus den zerfallenden Palästen Europas gerettet hatte. Rasch schritt ich durch die dämmrigen Galerien. All diese bräunlich getönte Kunst war bedrückend, und ich fühlte mich bedrückt.

Ich verließ die Villa und überquerte die Straße hinüber zum modernen Museum – mit den üblichen Ausstattungsmerkmalen: weiße Räume, saubere Toiletten und Trinkbrunnen. Hier würde mich keiner fragen, was ich hier machte. Es war okay, Sachen einfach anzuschauen; die Schilder gaben das zu verstehen. Wieder stand ich in einer bildergesäumten Galerie. Die Kunstwerke waren vor fünfhundert Jahren graviert worden – von Albrecht Dürer.

Ich schritt im Ausstellungsraum umher, und die Stiche wirkten äußerst vertraut und ausnehmend fremd zugleich, als hätte ich vor langer, langer Zeit mit ihnen gelebt. Ihre nüchternen Räume zogen mich in eine Welt

voller Tiere. Affen und Papageien tollten und flogen herum: Ein Heiliger saß zusammen mit seinem Hauslöwen, der sich zu seinen Füßen vor ihm auf dem Boden lagerte und dem der Heilige einen Dorn aus der Pranke gezogen hatte; ein Hund döste friedlich vor sich hin. Ich hörte das Ein und Aus ihres Atems. Fast spürte ich ihre Gesichtszüge auf meinem Gesicht.

In einer anderen Szene aus dem Garten Eden huschten weitere Tiere aus dem Wald, und wie die Tiere waren die Menschen nackt und zufrieden – noch. Die Szene vertiefte sich zu dreidimensional wirkenden Räumen. In der Ferne balancierte eine Ziege auf einer Klippe. So sah der Anfang der Welt vielleicht aus – diese neu erschaffene Welt und darin diese Kreaturen.

Dann, auf einem dritten Bild, ein Engel. Ein echter Engel, das Haupt auf die Hand gestützt. Ein anderer schläfriger Hund döste zu seinen Füßen, über das Meer in der Ferne stürzte ein Komet.

Das Ganze wirkte wie ein Traum, geschaut durch ein verregnetes Fenster.

Warum wühlten mich diese Bilder so auf? Sie waren zeitlich so weit von mir entfernt und doch befanden sie sich hier direkt vor meinen Augen. Diese Bildnisse entstammten einer anderen Welt. Warum waren sie überhaupt hergestellt worden? Aus Liebe oder für Geld? Um irgendjemandes Seele zu besänftigen?

Vor dem Museum, am Rand einer lauten Verkehrsstraße, harrte die lebensgroße Skulptur eines Nashorns. Es hätte auch ein stehendes gelassenes Auto in einem Kreisverkehr sein können, und Kinder hätten sich gefreut, auf ihm herumzuklettern, auf seinem Rücken zu reiten oder hineinzukrabbeln. Stattdessen war es auf diesem einsamen Fleck festgemacht – das Nashorn schnaubte und stampfte: Offenbar hielt es Zurückhaltung für klüger als Tapferkeit, denn es gab sich damit zufrieden, das karge Gras abzupfen, während ringsum der Verkehr tobte.

Es war kalt, es schneite, und ich kam mir vor wie ein Schauspieler. Ich war zu lange weg gewesen und wollte heim.

Wenige Tage später erhielt ich nach meiner Rückreise per Luftpost ein Paket. Darin befand sich eine kleine Leinwand mit dem Abdruck einer zierlichen blauen Hand.

# BARMHERZIGKEIT

**D**urch diesen Hafen hindurch driftet ganz Europa weg, all die Massen, die Tag um Tag hinein- und wieder hinauswogen. Die Fähren schaukeln auf der Flut, stoßen gegen Kais aus Gummi wie kleine Wale. Da ist es.

Das Meer.

Dieses Meer könnte wie jedes andere überall sein. Alle Häfen ähneln sich. Offen zur Welt und abgeschlossen gegenüber dem Land – so sind sie die verwundbarsten, am unerbittlichsten verteidigten Orte, denn hier erschöpfen sich alle Gesetze. Gebräuche treten ab, Ordnung weicht, Geschichte wird zurückgelassen. Sie haben alle dieselben ausgebagerten Rinnen, dieselben Schiffe auf der Suche nach jemandem, der ihnen ihre Last abnimmt. Dieselben Linienschiffe mit ihren totweißen Oberbauten gleiten gespenstergleich durch die Dunkelheit, wenn ein ahnungsloser Schwimmer vorübergleitet, wenn andere, heruntergekommene Kähne auslaufen.

Am Ende dieses Kais in Rotterdam steht ein altes, einer Trutzburg gleichendes Gebäude mit zwei Türmen und einer mit Grünspan überzogenen Kuppel. Heute ist es ein schickes Hotel; früher war es das Hauptquartier einer Firma, die eine Million Menschen über den Ozean verschiffte. Umsonst war das nicht. Es handelte sich um ein penibel bürokratisiertes Business, einen einträglichen Austausch. Wer es bis hierher schaffte, durfte ruhig teilnehmen. Gegen Gebühr.

Die Plakate, die an Straßenecken bis weit ins Landesinnere hinein ihre Botschaft verkündeten, verhießen strahlende ungeahnte Möglichkeiten. So jedenfalls lautete die Botschaft des Firmenlogos: die ineinander verschränkt flatternden Fahnen zweier Länder, der Niederlande und der Vereinigten Staaten. Die Menschen bildeten eine ordentliche Schlange, die sich über einen ganzen Kontinent erstreckte: Alle Männer trugen diesel-

ben Hüte und Mäntel, alle Frauen trugen dieselben Taschen und dieselben Kinder. Und dieselben Szenen wiederholten sich auf der ganzen Welt; dieselben Backsteinbauten, dieselben amtlichen Formulare, dieselben Warteschlangen.

Und dann kam alles zum Stillstand, als ob jemand gegen den Handel Einspruch erhoben hätte. Eines Nachts wurde das Zentrum dieser Stadt zerstört. Bei einem 15-minütigen Angriff fielen 1500 Bomben, 1000 Menschen starben, 80000 wurden obdachlos. 2000 Läden, 700 Lagerhäuser, 24 Kirchen und 62 Schulen wurden in Schutt und Asche gelegt. Ein Hafen, der ständig Menschen ohne Heimat verschifft hatte, besaß selbst keine Heimat mehr. An einem Ort, der bereits zwei Meter unterhalb des Meeresspiegels lag, schien jegliche Hoffnung untergegangen.

Sechs Monate danach brachten dieselben Flugzeuge, dieselben Piloten, die aus ihren Cockpits nach unten spähten, dasselbe Schicksal über meine Heimatstadt auf der anderen Seite des Ozeans.

Am 25. November 1940 gab die Regierung in Berlin eine Pressemitteilung aus, die in Amerika direkt neben Zeitungsartikeln mit der Mitteilung erschien, dass Santa Claus unterwegs ist. In dem Communiqué wurde mitgeteilt, Geschwader aus 250 Flugzeugen hätten 300 Tonnen hochexplosiver Bomben und 12000 Brandbomben über Southampton abgeworfen. Der transatlantische Hafen sei nur noch, so hieß es, eine rauchende Ruine.

Sie versuchten, das Meer zu zerstören.

Wie Tiere krochen die Menschen in den Untergrund. Wer es nicht in die Schutzräume schaffte – einige waren in mittelalterlichen Krypten eingerichtet –, stand in den Türstürzen und sah zu, wie seine oder ihre Stadt um ihn oder sie herum in Trümmer fiel. Meine Mutter kam von der Arbeit nach Hause und sah, dass über ihrer Straße Rauch hing. Bis sie am Ende der Straße angekommen war, hatte sie keine Ahnung, dass es nicht ihr Haus war, das getroffen worden war. Ich komme der Vergangenheit näher, indem ich diese Erinnerungen erbe. Ich wurde in dieser Hafenstadt geboren, die noch immer von bombardierten Flächen vernarbt war. Ich wuchs mit dem Klang von Nebelhörnern und dem Gepolter aus den Docks auf. Als Junge spürte ich die Endlichkeit eines Ortes, wo alles andere erst begann. Immer brachen Menschen von hier auf, um eine neue Identität zu finden, als ob wir, die Zurückbleibenden, nicht selbst eine Identität hätten. Kein Hafen ist eine Heimat. Keiner ist frei.

Man hat immer dieses Gefühl von Wiederaufbau und Herstellung, sagt Ellen, als wir die Fähre nach Rotterdam verlassen. Sie und Edgar arbeiten in einem Studio am Kai, kreieren tiefblaue Bilder aus dem Meer und dem Himmel. Das Haus, in dem sie wohnen – früher wurden darin importierte Früchte gelagert – verfügt in seinem Boden über einen riesigen Schlitz, durch den ihre Kunstwerke wie Fracht hinausbefördert werden können. Ellen sagt mir, ich solle nicht unten im Dock schwimmen; aus Angst vor den dort untergegangenen Sachen.

Am Abend verlassen wir die Stadt, vorbei an ausgedehnten Raffinerien auf dem Weg nach Zeeland. Das Licht ist klar und durchdringend. Die Häuser klammern sich wie Schnecken an das Land, steile Dächer ducken sich hinter grünen Deichen. Die Fenster haben keine Vorhänge; dies zeige, dass sie nichts zu verbergen haben, sagt Ellen. Man kann alles und jeden kommen oder gehen sehen.

Wir fahren, bis das Land aufhört. Ich bin nicht sicher, ob hier überhaupt noch Leute sein sollten, oder die Kühe, die auf den Wiesen grasen. Vor 500 Jahren kam Albrecht Dürer hierher, auf der Suche nach einem Wal. Es war der Wendepunkt seines Lebens.

1519 war ein schlechtes Jahr für den Künstler. Sein Schutzherr, Maximilian I., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, war 1519 gestorben. Dürer hatte nun kein Einkommen mehr. Alle Sicherheit – dahin. Dürer ist in schlechter Verfassung, sagte sein Freund Willibald.

Dürer war zwar der berühmteste Künstler nördlich von Italien, doch er machte sich Sorgen. Er war kein junger Mann mehr; sein Körper ließ ihn schon manches Mal im Stich. Verlöre er sein Sehvermögen und seine Geschicklichkeit, wie er befürchtete, stünde es nicht gut um ihn.

Mehr als je zuvor war er von der Melancholie des Saturn durchdrungen, unter dessen Einfluss er seit jeher gestanden hatte. Sein ganzes Leben hatte er in seiner Phantasie gelebt. Würde es ab jetzt mit ihm bergab gehen? Er musste die Lage in den Griff bekommen. Als er hörte, dass der Erbe Maximilians, sein neunzehnjähriger Neffe Karl, die Absicht hatte, den englischen König Heinrich VIII. zu besuchen, fasste Dürer den Plan, ihm zu folgen und ihn um eine neue Rente zu ersuchen.

Er wog seine Möglichkeiten ab. Es würde ein riskantes und teures Unternehmen werden; womöglich stand er ohne einen Fürsprecher da. Ich stelle

mir vor, wie er in Southampton ankam, bei Ebbe, zwischen den Lagerhäusern und dem Schlamm und den Austernfängern. (Karl V., der neue Kaiser, traf hier bei seiner zweiten Englandreise zwei Jahre später ein und brachte siebenhundert Pferde mit. Sonderlich erfreut war Kardinal Wolsey nicht.)

Dann wurde angekündigt, Karl V. solle in den Niederlanden gekrönt werden. Dürer beschloss, sich stattdessen dorthin zu begeben. Denn er hatte einen weiteren, sehr viel dringlicheren Grund, Nürnberg zu verlassen. Die Pest wütete in den engen Straßen der Stadt, und die Sommerhitze verschlimmerte die Situation noch mehr. Der Stadtrat hatte eine Notverwaltung eingerichtet, die Bewohner fürchteten um ihr Leben. Diejenigen, die es sich leisten konnten – wie etwa Dürers reiche Kaufmannsfreunde, die Imhofs –, flohen aus der Stadt. Und nun brachen am 12. Juli 1520 auch der Künstler, seine Frau Agnes und ihre Magd Susanna gen Westen in Richtung Küste auf.

Wir wissen, wie diese Reise durch das Herz Europas verlief – zu Pferd und mit dem Schiff, über Flüsse hin zum Meer –, denn Dürer schrieb alles auf. Sein Tagebuch der ein Jahr dauernden Reise ist der umfassendste Bericht über sein tägliches Leben, der erhalten blieb – und er ist der uninteressanteste.

Schon immer war Dürer ein Reisemensch – eine Reise war für ihn nicht nur eine tägliche Wegstrecke, sondern auch sein Tagwerk –, und sein Tagebuch ist voll von Angaben zu Ausgaben und Einnahmen, dem Gegenteil seiner ungezügelten Phantasie. Vier Jahrhunderte später, im Jahr 1913, als der zur Bloomsbury-Gruppe gehörende Künstler und Kunstkritiker Roger Fry Dürers Tagebuch herausgab, musste er erstaunt feststellen, dass die Haltung des Künstlers, wenn er unterwegs war, geradezu zeitgemäß war, als hätte er einen Baedeker zur Hand gehabt. Seine täglichen Niederschriften unterschieden sich eklatant von einem anderen Tagebuch, das Fry zitierte. Dieses war lediglich 50 Jahre vor Dürers Aufzeichnungen entstanden, doch es beschrieb eine andere Welt.

Im Jahr 1465 war Baron Leo von Rozmital von Prag über Nürnberg aufgebrochen, mit einem Gefolge von 52 Pferden und 40 befreundeten Landsleuten; ihr langes böhmisches Haar erregte viel Aufmerksamkeit. Auf seinen Reisen traf der Baron französische Frauen mit glattrasiertem Schädel; er sah eine Mutter und ein Kind, die in die Loire fielen, nur um zwei Meilen



flussabwärts wieder aufzutauchen – mit wundersamer Hilfe waren sie unter Wasser gereist. Er beschrieb England als einen meerumschlungenen Garten, behauptete, der König von Portugal schnupfe Zibetkatzen-Dung, um sich vor der Pest zu schützen, und durchquerte ein iberisches Tal, in dem es von geflügelten Drachen wimmelte. Er war ein Professor Challenger, zurückgekehrt aus der Verlorenen Welt, der einen Pterodaktylus die Regent Street hinunterfliegen sah.

Das glich in keiner Weise dem geordneten Europa, das Dürer kannte – einem Reich der Steuern und der Druckerpressen. Keine der Geschichten des Barons hätte jedoch das Publikum des Künstlers erstaunt, denn Dürer selbst hatte ihnen ja hydraartige Monster in die Köpfe gesetzt, schweins-äugige Dämonen und wurmzerfressene Reiter, die über aufgeborstenes Gelände dahinfegen. Sie waren Erfindungen, seine Kreaturen der Apokalypse, Schimären, zusammengesetzt aus Stücken der Wirklichkeit, die er tatsächlich kannte. Und noch während er sie zeichnete, besiegte der Künstler diese Bestien und besiegelte ihr Aussterben. Vor Dürer gab es Drachen. Nach ihm nicht mehr. Uns bleiben nur noch die Drachen unseres Unbewussten, so Carl Gustav Jung.

Fry, der die Werke von Jungs Rivalen Sigmund Freud gelesen hatte, legte Dürer auf die Couch. Der Künstler sei, so befand er, durch das häusliche Leben ruiniert worden. Seiner rationalen, psychoanalytischen Meinung nach war der Deutsche unheilbar bürgerlich geworden, eingezwängt durch Eheangelegenheiten und Geldfragen, die die Heiterkeit und Spannkraft seiner Natur zertrümmert hatten. Während von Rozmital opulente Geschichten erzählte, begrenzte der große Künstler seine Niederschrift auf langweilige Einzelheiten, berichtete wieder und wieder, wie oft er seinen Pass vom Fürstbischof von Bamberg vorgezeigt hatte, wie man ihn an der Grenze hatten passieren lassen; fügte hinzu, wie viele Florine er für eine Flasche Wein ausgegeben, was er für seine Schuhe bezahlt hatte oder wie er seine Stiche eintauschte gegen eine indische Kokosnuss, eine türkische Peitsche, zwei Papageien in einem Käfig, einen Pelzmantel aus Kaninchenfell, ein Stück rote Kreide, Tannenzapfen, ein Halstuch und einen kleinen Schädel aus Elfenbein.

Fry war genervt. Was stellte sein Held mit so vielen kuriosen kindischen Kinkerlitzchen an, mit all den Zuckerrohrstücken und Büffelhörnern? Und wie, so Frys Frage, war es möglich, dass wir so wenig über die großen flä-

mischen Kunstwerke hören? Seine herrlichen Werke gegen Papageien einzutauschen! Goethe wäre derselben Meinung – ich finde so einen armen Künstlernarren jedoch einfach rührend.

Keinem fiel auf, dass all dieser Kram und diese ganze Buchhaltung eine Verkleidung war, eine Tarnung für sein kindliches Staunen. Scheinbar ging es ihm um so etwas Erwachsenes wie Rechnungen, dabei stützte Dürer seine Phantasie mit der herrlichen Dinglichkeit der Dinge ab. Er war ein kleiner Junge, der auf dem Boden des Museums saß und einen Dinosaurier zeichnete.

Dem deutschen Handelsmann Lazarus Ravensburger überließ Dürer einen Druck des heiligen Hieronymus in seiner Zelle plus drei große, teure Bücher. Er bekam dafür eine große Finne, fünf Nautilusmuscheln, zwei getrocknete Fische, eine weiße Koralle und eine rote Koralle, außerdem vier Bambuspfeile, vier Silber- und fünf Kupfermedaillen. Ihm schien das ein guter Tausch. Er schickte große Kisten voll mit dem ganzen Zeug zurück nach Nürnberg, wollte jedoch lediglich einem befreundeten Priester seine kostbarsten Neuerwerbungen anvertrauen: einen großen Schildkrötenpanzer, einen Schild aus Fischhaut, eine lange Pfeife, einen langen Schild, die Finne eines Hais und zwei kleine Behälter mit Zitronat und Kapern. In einem Zeitalter des Handels mit außergewöhnlichen Gegenständen handelte Dürer mit Träumen.

Ich hab gelöst aus 2 Adam und Eva, notierte er, einem Meerwunder, einem Hieronymus, einem Reiter, einer Nemesis, einem Eustachius, einem ganzen Stück Holzwerk, 7 Stücke des schlichten Holzwerks, 2 Bücher und 10 kleine *Holzpassionen*.

Ich habe ein Paar Socken für 1 Stiver gekauft.

Der Künstler verbrachte jenen Sommer damit, sein Werk zu verkaufen und zu verschenken, mit der Suche nach neuen Zerstreungen und Sensationen. Durchaus erfuhr er selbst auch Ehrungen. So wurde er von fürstlichen Städten unterhalten, von Köln und Brüssel bis Antwerpen, wo sich die Malergilde zu beiden Seiten des Tisches erhob, als er zum Abendessen hergeführt wurde. Er war die illustre Hauptperson, und sie versuchten ihn zum Bleiben zu bewegen.

Antwerpen war der reichste Handelshafen in Nordeuropa und bereitete

sich auf die Krönung vor. In einem Lagerhaus, wo normalerweise Felle oder Wolle aufbewahrt wurden, arbeiteten Dutzende Maler an einer triumphalen Darbietung für den Kaiser: 400 Bögen, zwölf Meter breit, die entlang der Straße aufgestellt werden sollten; unter diesen sollten Schauspiele aufgeführt und junge Frauen als lebende Statuen aufgestellt werden (wenn auch nicht nackt, wie manche vorschlugen).

Dürer beobachtete die Prozession wie ein Junge das Karnevalstreiben, in der Hand ein Papierfähnchen. Kerzenleuchter und fränkische Trompeten zogen vorbei, und die Heiligen Drei Könige ritten auf mächtigen Kamelen und anderen seltenen Tieren daher, alles war sehr schön aufgereiht und am Ende kam der große Drache, von der heiligen Margarete und ihren Maiden an einer Leine geführt. Doch Dürer sollte etwas zu sehen bekommen, das noch viel sensationeller war – nicht beim Umzug auf den Straßen, sondern in der Stadthalle.

Ich sah die Knochen eines Riesen, so sein erstaunter Eintrag in seinem Tagebuch. Sein Bein oberhalb des Knies ist 1,70 Meter lang und maßlos schwer und sehr dick, ebenso seine Schulterblätter – ein einziges ist breiter als der Rücken eines starken Mannes – und seine anderen Gliedmaßen. Der Mann war 5,5 Meter groß, er hatte in Antwerpen geherrscht und wunderbare gewaltige Taten vollbracht, was ausführlicher über ihn beschrieben ist in einem alten Buch, das die Stadtherren in ihrem Besitz haben.

Diese Überreste – ein Schulterblatt, eine Rippe und eine struppige, besenähnliche Substanz – stammten angeblich von einem erschlagenen Riesen, dessen Hand ins Meer geworfen worden sei, und diese Legende gab der Stadt ihren Namen: *ant*, »Hand«, und *werpen*, »fortgeworfen«, also Antwerpen. Tatsächlich handelte es sich um die Knochen eines Grönlandwals, eines arktischen Wals, der dreihundert Jahre alt werden kann. Übertroffen wird er nur vom Grönlandhai – ein solcher Hai, der zur Zeit Dürers geboren wurde, könnte noch heute im dunklen, grünen Meer schwimmen. Es war – selbst für einen Künstler – unmöglich, sich solche Geschöpfe vorzustellen, sich auszumalen, welches Fleisch diese Knochen umkleidet hatte. Und kaum hatte er diese Überreste gesehen, bekam er ein noch riesigeres Schaustück zu Gesicht.

Es schien gerade so, als werde er von den Tieren weitergeführt. Im Rathaus von Brüssel sah er ein monströses, aus Steinquadern aufgeschichtetes Wesen.

Es war einen Klafter lang, sagte er, sehr dick, wiegt bis zu 15 cwt, und es hat die hier gezeichnete Form:

Dürers Skizze ist nicht erhalten, doch in seinen Augen glichen diese Knochen fast einer Architektur, was durchaus nachvollziehbar war, denn Walskelette überwölbten häufig Gebäude mit ihren Rippen ebenso wie mit ihrem Leiden. Im St. Stephanus-Dom zu Halberstadt in Sachsen hatte man beispielsweise zum Schutz vor Hochwasser einen Rückenwirbel von einem Pfeiler aufgehängt, von dem es hieß, er habe zu dem Fisch gehört, der Jona verschluckte. An einer anderen Säule war ein zylinderförmiges Fossil, ein sogenannter Belemnit, befestigt. Dieses Fossil entstand durch einen Blitzschlag, war also kraft seiner Feuergeburt imstande, Feuersbrünste zu verhindern.

Andere Riesen-Amulette schmückten Gotteshäuser wie Hexensteine an der Hütte eines Fischers. In der Kathedrale von Krakau gesellten sich zum Kieferknochen eines Wals die Knochen eines Wollhaarnashorns und eines Mammuts. Im Londoner Whitehall-Palace erhielt ein Hof wegen der dort ausgestellten Knochen den Namen Whalebone Court.

Und in Verona hing eine Walrippe von einem Bogen über der Straße herunter, als beuge sich eine Angebetete über ein Balkongitter. An das Außergewöhnliche gewöhnten sich die Bürger. In Pieter Saenredams Gemälde aus dem Jahr 1657 baumelt ebenfalls eine Walrippe am Rathaus von Amsterdam. Kaufleute sitzen schwatzend zusammen und verschwenden an das Gericht über ihren Häuptern keinen Gedanken.

Wale wurden zu dem, als was wir sie haben wollten. Wir erwarteten von ihnen, ihre gottgegebene Pflicht zu erfüllen. Ihre Aura des Sensationellen blieb ihnen erhalten, obwohl sie wegen ihres Öls zusammengekocht wurden. Dürer bewegten solche Wunder tief; einen Künstler forderten sie enorm heraus und verfügten über eine immense Anziehungskraft, weil sie so schwer verständlich waren. Ebenso wenig wie von Gott konnte jemand von diesen Walen sagen, wie sie tatsächlich aussahen oder wozu sie eigentlich fähig waren.

Wale trugen all dieses Unwissen auf ihrem Rücken, beladen mit Gelehrten und Künstlern, die dort oben herumkletterten. Dürer wusste es besser. Er hatte, seit er ein Junge war, über diese Geschöpfe gelesen, auch wenn seine Quelle so alt war wie ein Wal oder ein Hai.

Der im 13. Jahrhundert lebende Mönch Albertus Magnus – Albert der Große von Köln – machte seinem Namen alle Ehre. Der Zoologe, Astrologe, Astronom, Mineraloge, Philosoph und Alchemist war der erste moderne Autor, der mit einem gewissen Maß an Genauigkeit das Aussehen und Verhalten von Walen beschrieb. Dank seiner unersättlichen Neugier und seiner akademischen Leistungen verdiente er den Ehrentitel eines *doctor universalis*; seine Experimente trugen ihm den Ruf eines Zauberers ein. Sein bedeutendster Trick war in der Tat eindrucksvoll: Er empfing in einer Vision die Pläne für den Kölner Dom, wenngleich es dann sechs Jahrhunderte dauern sollte, bis diese Pläne umgesetzt waren – der Kran stand immer noch auf dem halb aufgerichteten Turm, als Herman Melville ihn im Jahr 1849 besuchte, was den jungen Amerikaner zu dem Seufzer bewegte: Oh! Zeit, Kraft, Geld, Geduld!

Albert war für Dürer möglicherweise bereits Geschichte und seinerzeit schon längst tot, doch war er weiterhin ungewöhnlich einflussreich. Er lieb Albrecht nicht nur seinen Namen, sondern führte seinen deutschen Landsmann auch in die Geheimnisse der Naturwelt ein.

Albertus wurde um 1200 in Bayern in der Nähe von Nürnberg geboren. Als Jugendlicher von männlicher Schönheit und unermüdlichem Durchhaltevermögen hatte er die Universität von Padua besucht, wo ihn in einem bemerkenswerten Tutorium eine Statue der Jungfrau Maria ansprach und ihn aufforderte, sich den Dominikanern anzuschließen und die Naturwissenschaften zu studieren. Er beschloss, den Ozean der Welt, der an Schiffbrüchen so reich war, zu verlassen und Zuflucht im sicheren Hafen des Klosterlebens zu suchen. Im Kampf mit der Dunkelheit und Trägheit seines Verstandes betete Albert um die Gabe wissenschaftlicher Philosophie. Daraufhin erschien in einer Flut von Licht, das seine Zelle erfüllte, erneut die Jungfrau. Sie war bereit, seine Bitte gnädig zu erhören – allerdings – unter der Bedingung, dass er am Ende seines Lebens in den Zustand eines unschuldigen Kindes zurückkehren werde. Albertus stimmte dem Vertrag zu, obgleich er auch der Meinung war, nach tausend Jahren würde der Satan auf die Welt losgelassen.

Nach Lehrtätigkeiten in Freiburg, Regensburg und Straßburg traf Albert in Paris ein und wurde zum produktivsten Autor des Mittelalters. Er griff auf antikes Wissen von Plinius und Aristoteles zurück und führte in die Welt des Mittelalters einen neuen Forschungsgeist ein. Zu seinen Experimenten gehörte unter anderem, dass er einen Skorpion in Olivenöl tauchte und einundzwanzig Tage lang in einen gläsernen Behälter setzte, um herauszufinden, ob dies als Mittel gegen sein Gift taugte. Das Tier starb am zweiundzwanzigsten Tag. In einem anderen Test – erwähnt von Professor Kenneth F. Kitchell Jr. aus Massachusetts – setzte der Mönch eine Spinne auf einen glühend heißen Rost und hielt eine andere Spinne in eine Kerzenflamme, um die These zu überprüfen, dass das Tier ebenso wie der Salamander von kalter Beschaffenheit, das heißt unempfindlich gegen Feuer war. Die Antwort lautete: nein.

Kenneth F. Kitchell bemerkte, während Albertus' Schlussfolgerungen häufig jeglichen wissenschaftlichen Erkenntniswertes entbehrten, seien seine Methoden von größtem Interesse, auch wenn sie stark in die Alchimie – *al-kimia*, aus dem Arabischen, die ursprüngliche Chemie – hineinreichten. Albertus behauptete sogar, er sei Zeuge gewesen, wie unedles Metall sich in Gold verwandelt habe.

Eines Tages, Albertus war abwesend, betrat Thomas von Aquin die Werkstatt seines Lehrers und stieß dort auf merkwürdige Instrumente und

Gefäße. Hinter einem scharlachroten Vorhang befand sich ein entzückender Talisman, die Figur eines jungen Mädchens, das ihn ansprach: Salve, salve, salve. Thomas, der sie für einen Dämon hielt, sagte: Weiche von mir, Satan!, und zerschlug die Figur in tausend Stücke; nun tauchte Albertus auf und sagte zu ihm: Du hast in einem Augenblick die Arbeit von dreißig Jahren vernichtet!

Allem Anschein nach benutzte Albertus Quecksilber und Dampf, um seine mittelalterlichen Roboter anzutreiben; sie waren angeblich dazu in der Lage, umherzugehen und zu sprechen. Es ist also kein Wunder, dass seine Texte einen anderen Doktor - Viktor Frankenstein - inspirieren sollten, der über sie sagte, sie seien Schätze, die nur wenige außer ihm selbst kannten. (Auf ihrem Weg in die Schweiz im Jahr 1816 machten John Polidori und Lord Byron in Köln Station, besichtigten die Albertus-Manuskripte und die Skizze eines Christuskopfes von Dürer, setzten dann ihre Reise zum Genfer See fort, wo sie Mary und Percy Shelley besuchten, und lasen einige deutsche Gespenstergeschichten, die ihnen zufällig in die Hände fielen.)

Albertus sagte, Freundschaft sei nichts anderes als die Harmonie zwischen göttlichen und menschlichen Dingen, verbunden mit gutem Willen und Liebe. Als sein geliebter Thomas, dem seinerseits die Fähigkeit der Levitation im Zustand der Ekstase nachgesagt wurde, plötzlich an einem Fieber verstarb, befand sich Albert zum besagten Zeitpunkt Hunderte Meilen entfernt und weilte gerade beim Abendessen, doch er erklärte bei Tisch: Thomas, mein Sohn in Christus, die helle Leuchte der Kirche, geht in genau diesem Augenblick aus dieser Welt fort zu seinem Herrn. Das war der Preis, den er dafür bezahlte, zu sehr geliebt zu haben. Zeit seines restlichen Lebens schluchzte Albertus auf, wenn auch nur der Name seines früheren Schülers fiel. Er bezeichnete ihn als Blüte und Glanz der Welt. Seine Mönchsbrüder, schockiert von so extremen Gefühlen, hielten ihren Bruder wegen seiner Tränen für geistig zurückgeblieben.

Und so war es tatsächlich: Was Albertus der Jungfrau schuldete, wurde beglichen, und so wurden ihm seine irdischen Fähigkeiten genommen. Wahrscheinlich litt er an Demenz; er starb am 15. November 1280 und wurde in der Dominikanerkirche in Köln beigesetzt. Dort wurde im Zuge zahlreicher Exhumierungen festgestellt, dass sein Körper unverwest geblieben war.